

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 181 (1902)

Artikel: Siebzigtausend Franken
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Siebzigttausend Franken.

„O Du Gauch!“

Es war ein blühendes, stattliches Mädchen, das diese Worte einem jenseits des primitiven Gartenhages stehenden stämmigen Bauernburschen zurief und halb spöttisch, halb verweisend beifügte: „Spar' Deine Schmeicheleien lieber für Andere. Wirst doch nicht etwa meinen, daß ich sie ernst nehmen werde — o nein, so einfältig ist des Webers Zili*) denn doch nicht, hihhi!“

„Ich bleibe aber dabei, Du bist schön.“

„Hihhi!“

„Schön und schlank und werkhast wie kein Anderes.“

„Und was noch? Hihhi!“

„Und ich liebe Dich, liebe Dich mehr als ich sagen kann!“

„Sag' das Deinem stolzen Vater Altstatthalter.“

„Das werd' ich auch thun, zähl' d'rauf. Ja, damit Du siehst, daß ich's mit Dir aufrichtig mein', werd' ich Dich an der nächsten Kirchweih öffentlich zu Tanz führen.“

„Ich sag' aber jetzt schon nein!“ erwiderte das Mädchen, plötzlich sehr ernsthaft werdend. „Möcht' Dir's nicht zu Leid thun, Dolf! Das würd' in Eurem Haus' nur Streit absetzen, denn Deine Eltern gäben's doch freiwillig nicht zu, nie und nimmer! Und sie hätten eigentlich Recht, vollständig Recht. Denn bedenke: so ein armüthig Mädchen und Du, der Großbauernsohn — der Standesunterschied ist zu groß! Nein, schlag' Dir diese Gedanken nur aus dem Kopf, sie taugen nichts. Ja, wenn Du ruhig darüber nachdenkst — die Mutter ruft — behüt' Gott!“ Mit ihrem Körbchen Kraut unter dem Arm verschwand sie in's Haus hinein.

Eigentlich war es blos ein Häuschen zu nennen, aus Holz und Kieg erbaut, mit schmalen Fenstern und überhängendem moosbewachsenem Strohdache. Aus einem Stübchen des Erdgeschosses hörte man den Webstuhl klappern. Ein in der Küche hantirendes runzeliges Frauchen empfing das Mädchen mit den scheltenden Worten: „Wie Du nur so lang ausbleiben magst, Zili!“

„Ei, blos ein paar Minuten, Mutter!“

„Gewiß war wieder ein Bub' zur Stell'?“

„Ja, des Statthalters Dolf.“

*) Cäcilia.

„So, der? Nun, wenn's der war!“ versetzte die Alte befänstigt, und dachte bei sich von stolzer mütterlicher Hoffnung erfüllt: „Nun so einen angesehenen Bauernsohn könnte man sich schon gefallen lassen.“

Eine Stimme aber von der Webstube her rief rauh und verweisend: „Des Altstatthalters Bub'? Will mit Dir, dem mittellosen Mädchen, sein Spiel treiben, Dich narren, he? Nein, das lass' ich nicht zu, mein väterlich Gewissen könnt's nimmer zugeben. Also, ich verbiet' es Dir — verstanden? Es würd' ja doch zu nichts führen, höchstens zu Verdruß und Schande.“

„Das hab' ich ihm auch gesagt. Seid deshalb nur ruhig, Vater!“



„Ich aber sage Dir, es wird, es muß werden!“ rief der Großbauernsohn mit einer Entschiedenheit, die Zili beinahe erschreckte.

Zimmermannsfränzel. In einen dieser Freier sich zu verlieben, hatte es jedoch bis zur Stunde nicht zu Stande gebracht, dachte überhaupt nicht an's Heirathen, wollte lieber noch einige Jahre bei ihren lieben armen Eltern bleiben und sich des freien fröhlichen ledigen Standes freuen.

Doch des Altstatthalters Dolf — immer mußte sie auf ihren Wegen dem genannten Bauernsohne begegnen, und einmal sagte er, sich ihrer Hand bemächtigend: „Du sollst mich anhören, Zili! Denn damit Du siehst, daß es mir ernst ist — ich hab's meinen Eltern gestanden —“

„Ei, was denn?“

„Meine übermächtige Liebe zu Dir.“

„Ach, welche Unbesonnenheit!“ rief das schöne Mädchen erschrocken aus. Der Bursche fuhr zu erzählen fort: „Sie, meine Alten, begehrt, wie nicht anders zu erwarten stand, gewaltig auf. Ich aber sagte: Sind wir denn so fürnehm und reich? So viel ich weiß, ist's nicht der Fall, das mittelgroße Bauerngut, in welches sich dereinst sechs Geschwister zu theilen haben werden, das ist Alles. Also

kein Grund für mich, den Kopf besonders hoch zu erheben. Mein Vater würde sich schon darein ergeben haben, aber die Mutter —“

„Ach, wie wird sie mich hassen, und ich kann doch nichts dafür! Erklärte ich's Dir doch ganz deutlich, daß nichts d'raus werden könne.“

„Ich aber sage Dir, es wird, es muß werden!“ rief der Großbauernsohn mit einer Entschiedenheit, die Zili beinahe erschreckte. „Ich hab' mir's ausbedacht: Des Zehnthöfers wollen ihr Gut verpachten, vierzig Fucharten sehr abträglichen Land. Ich werde mich als Lehensmann melden, ich krieg' es gewiß, ist doch die Zehnthöferin meine Taufgotte. Und dann, mein Schatz —“

„Ach lass' mich, ich bitt', sieh dort die Leut'!“

„Dürfen's sehen, dürfen Alles wissen, daß ich Dich nämlich ernsthaft lieben thu'! Und nächste Kirchweih —“

„Geh doch!“

„Nicht eher, bis Du mir sagst, daß Du mir ebenfalls gut bist!“ trotzte der Bursche. Und das Mädchen stammelte verwirrt: „Nun ja — Dir gut.“

„Und heut' Nacht darf ich an Dein Fensterlein kommen, gelt?“

Doch sie hörte schon nicht mehr, eilte leichtfüßig davon, hüllauf nach Hause.

Die Weberin sagte, zum Fenster hinausblickend: „Die Kirche ist schon längst aus und der Vater ganz wider Wohnheit noch nicht zurück. Wo er sich nur so lang aufhalten mag? Ich fürchte, das Essen wird uns kalt.“ Zili wußte keine Auskunft zu geben. „Endlich — da kommt er endlich!“ rief die Mutter. „Nun aber hurtig zu Tisch!“

Während dem Essen — die Mahlzeit bestand freilich nur aus Kraut, gedämpften Kartoffeln und Milchcaffee — berichtete Vater Weberuli: „Als die Kirche aus war, bedeutete mir des Ammanns Bub: Ihr sollt zu meinem Vater kommen. Ich ging.“

„Und was war's? So erzähle doch!“

„Eine seltsame Botschaft. Ein Brief aus Amerika.“

„Aus Amerika?“

„Ja. Von meinem Bruder Heiri. Ist wegen einem Mädchen fortgezogen, über den breiten Bach. 's ist bereits dreißig Jahre her und ich dachte, er wäre längst gestorben. Nun aber lebt er noch, doch wie. Wie das Schreiben lautet, arm wie eine Kirchenmaus, arm und krank.“

„Und nun?“

„Nun meint er in seinem Brief, wir Geschwister sollten ihm in der Eile etwelche Unterstützung schicken, eine Geldunterstützung. Der Ammann hat sich zuerst an meinen Bruder Wagnerssepp, der ja keine Kinder hat, und an den Sigriftchristen gewendet, der sogar von seiner ersten Frau her etwelche Gültlen hat; erhielt aber von beiden abschlägigen Bescheid; auch von meiner Schwester Annarei, die giftig bemerkte: Hätt' er, der Heiri, drüben geschafft und gehaust — keinen Kreuzer soll er von mir kriegen!“

„Da hat die Annarei einigermassen Recht“, meinte die Weberin. „Das Amerika sei ja ein Goldland, heißt es. Warum hat er nicht zugegriffen?“

„Wir können nicht urtheilen. Er kann Unglück gehabt haben und unverdientes Pech — was können wir wissen?“

„Am End' willst Du ihm noch Geld schicken, Du, der für sich selbst genugsam zu sorgen hat?“

„Ja, das will ich wirklich! Er ist doch mein Bruder. Und eine der letzten Nächte hat's mir von ihm geträumt, ich sah ihn leibhaftig vor mir, die Hand mir entgegenstreckend. Und als ich davon erwachte, konnt' ich lang keinen Schlaf mehr finden. Von meinen Brüdern war er gegen mich allzeit der beste, hat mich, als ich krank darniederlag, gepflegt viele Tag' und Nächte lang, er allein, und mir sogar, damit ich d'raus zu meiner Stärkung Wein und Semmel anschaffen sollte, einen Fünfliber geschenkt, den er im Wald sich sauer verdient hatte. Und nun, da er selbst in der Noth, ist es nicht meine Bruderpflicht, ihm ebenfalls beizustehen?“

„Ach ja, thu' das, Vater!“ rief Zili bewegt.

Der Weberin sah man es an, daß sie dagegen gerne Einwand erhoben hätte, doch solches in Rücksicht auf ihren sonst so guten, häuslichen Mann nicht zu thun wagte.

„Wir haben“, fuhr jener in ruhigem aber bestimmtem Tone fort, „eine Gais verkauft, da die beiden andern für unsern Bedarf wohl ausreichen. Den Erlös davon werd' ich dem Ammann überbringen, damit er's meinem armen Bruder senden soll.“

Des folgenden Tages begab sich Zili mit einem soeben fertig gewordenen Stück Schürzenleinwand nach dem nahen Städtchen, in die Fergstube. Zwei Stunden später trat sie mit einem umfangreichen Bündel Garn unter dem Arm wieder den Heimweg an. Da, bei dem sogenannten Kantbrücklein angekommen, tauchte, plötzlich aus der Haselhecke hervortretend und ihr den Weg versperrend, des Bleichers Fritz, eben so bekannt als reicher Erbe, wie als gefährlicher Mädchenjäger, vor ihr auf. Nach einigen nichts sagenden Worten machte er der schönen Weberstochter gleich ein Liebesgeständniß. „Ich liebe Dich schon längst“, betheuerte er, „blos mangelte mir die Gelegenheit, es Dir zu sagen. Ich liebe Dich unendlich, Zili, ich bete Dich an!“

„Ich verlange aber Beweise“, erwiederte das Mädchen mit schelmischem Lächeln. „Trage mir diesen Bündel Garn durch's Dorf, bei Euerm Haus vorbei, dann will ich Dir glauben.“

„Aber, Zili, wo denkst Du hin?“ rief der Bursche verlegen. Zugleich hatte er den Arm um ihren schlanken Nacken geschlungen in der Absicht, ihr gewaltsam einen Kuß zu rauben, doch das muthige, kräftige Mädchen machte sich jähen Ruckes von ihm los, und statt des begehrten Küßchens erhielt er eine solch' wuchtige Maulschelle appliziert, daß er weit zurücktaumelte. Und fort war sie, gleich einem flüchtigen Reh auf und davon. —

Von Morgens früh bis Abends spät saß Vater Uli an seinem Webstuhl, schoß das Schißlein hin und her; und Frau Lene half ihm dabei, um die Arbeit zu fördern, nach Kräften aus. Während die lang- und lachlustige Zili das kleine Hauswesen, das Pflanzäcklein und die Ziegen besorgte und nebenbei durch Hemdennähen manch' blankes Fränklein verdiente. Ein Familienleben voller Eintracht, Freude und Genügsamkeit, wie selten eines zu finden.

Wären nur die dann und wann stattfindenden Kiltabendsbesuche des Altstatthalters Dolf nicht gewesen — Vater Weberuli empfand jedes Mal, wenn er den genannten Großbauernsohn den Bühl heraufkommen sah, argen Verdruß und ermangelte nicht, demselben seiner Tochter gegenüber lauten Ausdruck zu geben. Und wenn

diese sagte: „Er meint's mit mir ehrlich, Vater, glaub' es nur!“ schüttelte er unmutig den Graukopf und brummte: „Täuschung, Du wirst sehen. Den Schneider sähe ich weit lieber, es wäre doch, was Stand und Vermögen betrifft, Gleich zu Gleich.“

Richweih nahte. Alstatthalter's Dolf ermangelte nicht, Zili zu Tanz zu laden, erhielt jedoch den Bescheid: „Ich danke Dir für die Einladung, sie freut mich von Herzen, kann ihr aber nicht Folge geben, denn meine drüben im Wäggitthal wohnende Tantegotte ist plötzlich schwer erkrankt und ich soll sie pflegen gehen, morgens schon.“

„Wenn dem so ist, bleib' ich dem Tanz ebenfalls fern, komme Dich eines Tages besuchen.“

Baum und Strauch begannen sich herbstlich zu färben, die Wandervögel zogen von dannen. Auch Zili kehrte, da

Tantegotte genesen, wieder nach Hause zurück. Gleichzeitig brachte der Postbote, — eine in dem entlegenen Weberhäuschen höchst seltene Erscheinung — einen mit seltsamen fremdenFreimarken beklebten Brief — einen Amerika-Brief. Darin stand zu lesen in großen, altväterischen Schriftzügen: „Lieber Bruder, ich habe Dich getäuscht; und zwar absichtlich. Wohl gab es eine Zeit, wo Alles, was ich unternahm, fehlschlug und ich tausendmal bereute, über den großen Bach gegangen zu sein. Endlich nach vielen Jahren harter Arbeit und Entbehrungen ist mir das Glück hold geworden. Auf meiner Farm, die ich ihrer Abgelegenheit wegen billig erworben, habe ich vor einem Jahr einen Delspring*) entdeckt, eine geradezu unererschöpfliche, und sie einer reichen Compagnie verkauft; und mir nebstdem eine lebenslängliche Rente vorbehalten, groß genug, daß ich und meine Frau bequem davon leben können. Ich habe Dich getäuscht, lieber Ulrich, ich war nicht krank, sondern blos ein Bissel unpäßlich. Ich habe meine Geschwister nur erproben wollen; sie haben die Probe schlecht bestanden. Du allein, obgleich der nothdürftigste von allen — bei Erhalt Deiner kleinen Geldsendung war ich sehr gerührt. Ich habe, da mein einziger Sohn gestorben, keine Kinder mehr. Drum sollst Du mein Haupterbe sein. Beiliegend sende Dir einen Chef von vierzehntausend Dollars, den jede größere Bank Dir blank auszahlen wird. . . . Vielleicht kommen ich und meine liebe Mam einmal zu Euch auf Besuch, vielleicht auch nicht

*) Spring = Quelle.

wegen den Reisesstrapazen. . . . Dein Bruder Henri.“ — „Vater“, rief Zili mit vor Aufregung bebender Stimme, „wäre es möglich, oder ist es nur ein Traum, eine neckische Täuschung?“

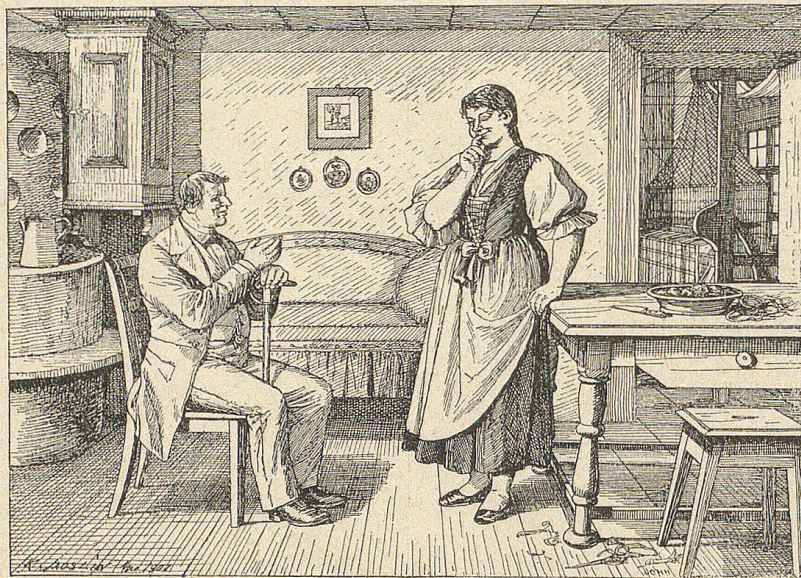
„Das wollen wir erfahren, Kind! Gleich geh' ich mit dem Brief und Inhalt zum Herrn Ammann hinunter, der versteht sich auf solche Sachen.“

Gab das ein Gerede im Dorfe! „Hast Du's auch genommen? Habt Ihr auch davon gehört, von der großen Erbschaft des Weberuli?“

„Aber ist's auch wahr?“

„Gewiß, gewiß! Der Ammann ist mit dem Wechsel nach Basel gereist, hätte den Haufen Geld gleich mitnehmen können. Siebzigtausend oder mehr baare Franken — man möchte vor Staunen (und Neid) die Kappe fressen!“

Man dachte gleich auch an Zili. In den Augen der gesammten Burschenschaft war jene mit einem Schlag nicht nur das aller schönste Mädchen, sondern auch die weitaus reichste und schätzenswertheste Erbin des ganzen Dorfes und dessen Umgebung geworden. Sie wurde mit Huldigungen förmlich bestürmt. Die angesehensten Bauern- und Wirths-söhne traten als Freier auf, kamen nach dem schlichten unscheinbaren Weberhäuschen herauf gepilgert, zu Roß



„Ich bin der Müller zu Teuffgrund und ich suche mir eine Frau — ich bin im Stand, einer jungen Frau einen großen Wohlstand zu bieten.“

und Fuß, fanden jedoch nur kalt abweisenden oder aber gar keinen Empfang. „Das Mädchen“, lautete Vater Weberulis trockener Bescheid, „ist nicht zu Haus, ist auf Besuch gegangen.“

Man erzählte sich, die Weberin sei von dem unerhörten Glücksfall anfänglich beinahe närrisch geworden vor Freude und Stolz, habe von ihrem Manne verlangt, daß er sogleich im Dorfe drunten ein schönes Haus, des Gerbers neues Wohnstöcklein, kaufen und fürnehm einrichten lassen, Roß und Chaise sich anschaffen solle. Worauf aber der Weber erwiderte: „In diesem Häuschen lebte ich seit mehr denn dreißig Jahren glücklich und zufrieden; und will darin sterben — mir ist's groß und hübsch genug!“

Alles, was er gestattete, war ein „besserer Tisch“, ein billiges Kanapee in die Stube, um dann und wann darauf ruhen zu können, sowie die Anschaffung einer Kuh, damit die Küche genugsam mit Milch und Butter versehen werde. Er weigerte sich hartnäckig, den Webstuhl zu entfernen. „Ich müßte ja, wenn ich gar nicht mehr schaffen dürfte, vor Langeweil' umkommen“, meinte er.

Zili erhielt die Erlaubniß, zur Erlernung der Kochkunst sich einige Wochen in eine Hoteltüche zu begeben. Wohin? Des Statthalters Dolf war so glücklich es zu wissen, er von allen Burschen allein.

Eines auffallend milden, sonnigen Wintertags kam beim „Hirschen“ ein Fuhrwerk vorgefahren. Ein hellgrau gekleideter Mann mittlern Alters entstieg demselben, der Müller Scharreisen von Teuffenbach, von welchem bekannt war, daß er, vor zwei Jahren Wittwer geworden, in weitem Umkreise allen reichen Mädchen und jungen Wittwen Heirathsanträge gemacht, jedoch seines habgierigen, filzigen Wesens wegen, das den Dienstboten sogar das Essen mißgönnte, sich überall Körbe geholt hatte. Er ließ sich in die Herrenstube führen und bestellte zu dem Schöppllein Wein „was Weniges zu essen.“ Es gelang ihm, das Gespräch mit der ihn bedienenden Frau Wirthin auch auf den glücklichen Weirweben zu lenken. „Wo wohnt er nun?“ fragte er.

„Immer noch droben auf dem Bühl. Von hier aus, über die Bäume weg, könnt Ihr das abgelegene braune Häuschen bequem sehen.“

„So, ist es jenes dort? Hm, hm!“

Unter dem Vorgeben, sich nach verkäuflichem Getreide umsehen zu wollen, entfernte sich der Müller, sprach jedoch bei keinem der Großbauern vor, sondern stieg, einen Umweg um das halbe Dorf beschreibend, ohne Aufenthalt zu dem weit sichtbaren braunen Häuschen empor. Dasselbe war verschlossen. Auf des Müllers wiederholtes Pochen öffnete sich endlich die Thüre, eine große dralle Mädchengestalt erschien darin und fragte vorsichtig: „Was Gut's?“

„Ich wünsche den Vater Weberuli zu sprechen.“

„Ist nicht zu Haus. Er und Tante sind morgens früh fortgegangen auf Besuch.“

„So? Hm, hm! Nun das hat eigentlich wenig zu sagen — ich wollt' eigentlich mit Euch ein vertraut freundlich Wörtlein sprechen, wenn Ihr's erlauben thut. Darf ich eintreten?“

„O ja, gern“, antwortete das sehr neugierig gewordene Mädchen, und schritt voran in das niedrige Wohnstübchen.

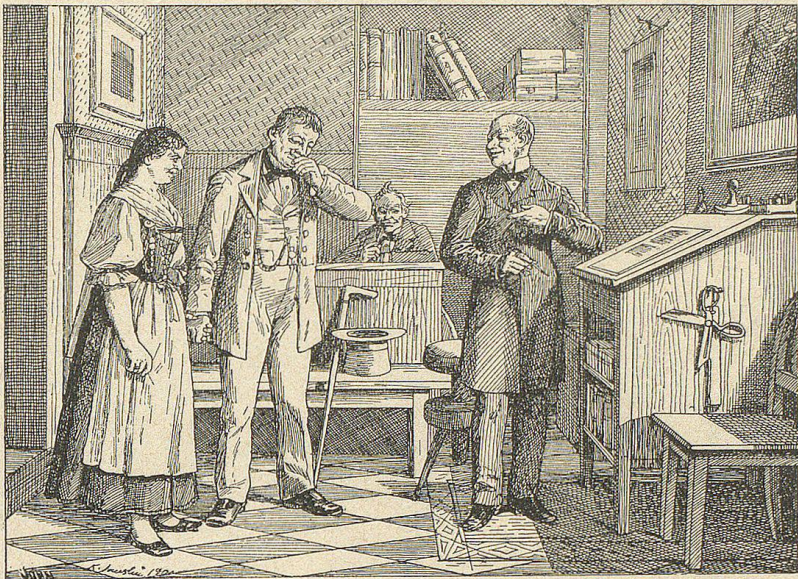
Schön ist sie nicht, dachte der Müller, eher das Gegenheil. Doch das Erbe, das schwere Erbe gleicht Alles aus. Nachdem er sich auf den dargebotenen Stuhl niedergelassen hatte, begann er unter mehrfachem Räuspfern: „Ich bin der Müller zu Teuffengrund — und, um es kurz zu machen

— ich suche mir eine Frau. — Ich bin im Stand', einer jungen Frau einen großen Wohlstand zu bieten. Nun bin ich gekommen — Ihr versteht mich doch?“

Das Mädchen erwiederte, vor Verlegenheit über und über roth geworden: „Ihr irrt Euch in mir, Herr! Ich bin nicht die — ich bin nicht reich.“

Voraus der Gast lebhaft versetzte: „Ich lug' auch gar nicht auf Reichthum, sondern bloß auf eine tüchtige häusliche Person! Ich schwöre Euch, Geld ist mir beim Heirathen rein Nebensach'.“

Das Mädchen guckte einfältig und unschlüssig d'rein. Der Freier dachte bei sich: Auch die Geschiedteste scheint sie nicht zu sein, hat aber breite werthhafte Händ'. Das paßt ja! Und die Hauptsach', die siebzigtausend Franken oder, bei der Häuslichkeit des Alten mit der Zeit noch viel mehr.



„Vatersname?“ Der Müller mußte bei dieser Frage mehrmals heftig niesen, so daß er des Mädchens Antwort: „Christians“, nicht vernehmen konnte.

Also... „Also“, sagte er, „Ihr habt meinen Antrag vernommen, wertheste Jungfer Gerber! Darf ich hoffen? Ich bitte, sagt Ja!“

„Nun“, lautete es nach einigem verlegenen Fingerzupfen, „nun — ich will gestehen, daß ich — daß ich, wenn ich's gut treffen könnt', und der Mann mich wegen meiner selbst nehmen wollt, nicht abgeneigt wäre...“

„Ich danke Euch, Jungfer Gerber, Ihr macht mich ganz glücklich!“ rief der Müller sich erhebend, und ihr die

Hand kräftig drückend. O diese glückliche Stunde, wie wird man mich beneiden, dachte er voll übermächtiger Freude. Und doch hat man mir gesagt, das Mädchen thut so überaus stolz und spröde. Da sieht man, ich mußte kommen, der gesetzte, bestandene Mann! Er lud den im Sturme gewonnenen Schatz ein, übernächsten Morgen mit ihm nach der Stadt zu Markt zu fahren; er werde sie mit dem Fuhrwerk vor dem Dorfe abholen — punkt Morgens acht Uhr.

Das Mädchen lachte vor Freude und Erwartung mit dem ganzen breiten Gesicht und versprach, sich an Ort und Stelle pünktlich einzufinden. Und daß sie, wie der Freier ausdrücklich betonte und nochmals wiederholte, Niemandem, auch gar Niemandem von der Sache etwas verrathen solle, auch das gelobte die Glückliche. Und hielt getreulich Wort.

Und es geschah genau nach Verabredung. Der Müller fuhr seinen Schatz nach der Stadt. Modisch gekleidet ist sie nicht, dachte er, sondern einfach. Desto besser, sagte er sich mit großer Befriedigung, und wird also für die Hofahrts-Marretei kein Geld verschwenden! — Er führte sie

in ein gutes Gasthaus, ließ sich bei diesem Anlasse kein Geld reuen, bestellte sogar zum Nachtmahl eine Flasche feurigen Rothwein. Er führte die Holde in einen Goldladen, steckte ihr einen glitzernen Ring an den knolligen Finger. Und hernach — „das lange Freien“, sagte er, „ist nicht meine Sach' — das große Geschäft, die Mahl- und Sägemühl und der Bauernhof nehmen all' meine Zeit in Anspruch.“ Er führte die glücklich Ertrorne in das Bureau eines befreundeten Amtsnotars, damit dieser einen förmlichen Heirathsvertrag aufsetze.

„Ihr werther Name, Fräulein?“ forschte der höfliche Notar.

„Cäcilia Gerber.“

„Stimmt, stimmt!“ näselte der Müller voll hoher Befriedigung.

„Vatersname?“

Der Müller mußte bei dieser Frage mehrmals heftig niesen, so daß er des Mädchens Antwort: „Christians“, nicht vernehmen konnte. Ihn beschäftigte zudem ein anderer wichtiger Gedanke. „Du wirst“, sagte er, „nichts dagegen haben, Schatz, daß, wie bei solchen Fällen Gebrauch ist, eine Summe Geld, etwa zehntausend Franken, als Reuegeld hineingesetzt wird? Oder gleich zwanzigtausend? Es geschieht ja blos der Form halber.“

Da sie hatte nichts

einzuwenden, war von dem ungewohnten Weingenuß ganz wirr geworden im Kopf und beinahe willenlos. Auf die Frage des Notars: „Soll ich Ihnen den Akt vorlesen?“ versetzte der Müller rasch und ungeduldig: „Nein, nein, ist nicht vonnöthen!“ Und nachdem das Mädchen mit etwelcher Mühe seine eckige Unterschrift: Cäcilia Gerber, ebenfalls beigefügt hatte, athmete der Müller freudig auf und rief, seiner Zukünftigen kräftig die Hand schüttelnd: „Nun bist Du mein!“ Damit meinte er das siebzigtausendfränkige Erbe. Während das Mädchen laut und einfältig lachte und beim Hinausgehen sagte: „Ich glaube schier, ich hab' ein klein Käuschchen, hihih!“

„Macht nichts, heut' macht das nichts!“ schnarrte der Müller, die glücklich Eroberte rasch nach dem Gasthof zurückführend. Er fuhr sie nach Hause zurück, trat mit ihr vor den erstaunten Weberuli und erklärte: „Ich und Eure Tochter haben uns heute verlobt und ersuchen Euch um Eure väterliche Einwilligung und um Euern Segen.“

„Mit meiner — Tochter, sagt Ihr? Das ist ja rein unmöglich — meine Tochter ist ja weit weg von hier, schon

seit drei Wochen, lernt das Kochen.“ — Der Müller sperrte Mund und Augen weit auf. „Und die da?“ rief er mit tonloser Stimme.

„Die da ist meines Bruders Tochter, dem Christen seine und blos hier zur Aushülfe. Heißt zufällig ebenfalls Zili. Man dürfte sie aber auch mit Fug und Recht Einfalt oder dummes Ding nennen, denn wie hätte sie sonst ohne unser Wissen oder Befragen sich mit Euch einlassen und solche Streiche spielen können!“

Das Mädchen weinte, der Müller tobte und rannte gleich einem Verrückten zum Hause hinaus.

Setzte das ein Gelächter ab im Dorfe, ja im ganzen weiten Thale: „Der Müller Scharreisen zu Teuffenbach hat einem Mädchen die Eh' versprochen, meinte es sei des reichen Weberulis Zili und es war eine Andere, Blutarme

und nichts weniger als Süßche, hahaha, hehehe! Muß sie nun heirathen, denn sie haben's christlich gemacht.“

„Aber ich nehm' sie nicht, es war ein Irrthum, ein Betrug!“ rief der Müller wüthend.

Anders faßte der Vater des Mädchens die Sache auf.

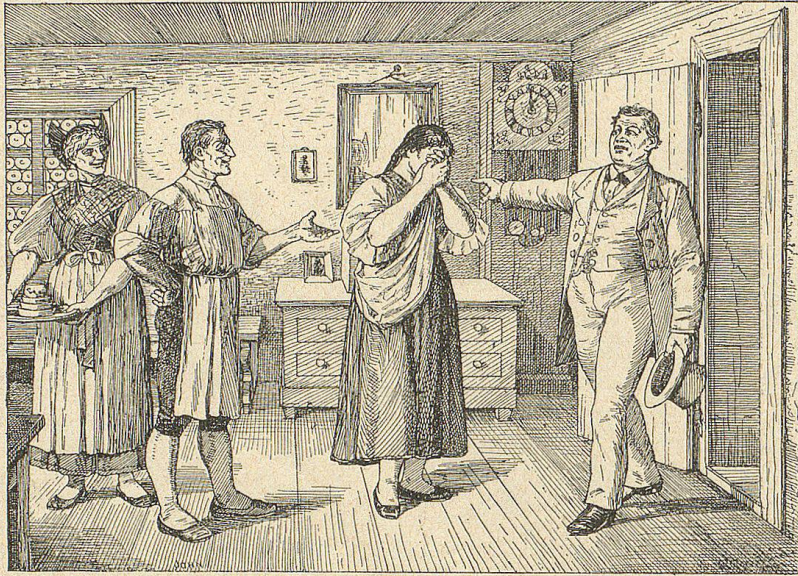
Er verlangte namens seiner Tochter die Auszahlung des Reuegeldes. Und die Advokaten gaben ihm Recht, dergleichen die Richter erklärten den Heirathsvertrag in allen seinen Punkten als unanfechtbar.

Worauf der Müller nach einigem ruhigen Nachdenken zum Schlusse gelangte: „Sie hat an mir zwanzigtausend Franken zu fordern. Das ist ja ein eigentliches Vermögen zu nennen. Eine Reichere krieg' ich, nach all' dem Lärm im Lande, halt nimmer. D'rum ist es wohl das klügste, ich nehme sie...“

Er „nahm“ sie wirklich; feierte jedoch eine solch' magere Hochzeit, daß, wie die landläufige Redensart lautet, die Rabe auf dem Herde davon nichts zu riechen bekam. Zur Kirche und wieder zurück, ein Glas Wein nebst Brod und Käse, damit war Alles abgethan. —

Und Zili, die eigentliche Erbin?

Der Mutter Weberulin erschien selbst des Stathalters Dolf für ihre Tochter nicht mehr als gut genug. Denn weit vornehmere, reichere Bauernsöhne traten als Freier auf. Die Vielumworbene jedoch sagte, nach Hause zurückgekehrt: „Als ich noch ein armes Mädchen war und während die Großhanse des Dorfes mir nur im Dunkeln nachstellten, hielt er, der Dolf, mich seiner aufrichtigen Liebe werth, sogar seinen stolzen Eltern zum Troß.“



Der Müller sperrte Mund und Augen weit auf. „Und die da?“ rief er mit tonloser Stimme.

Drum wär' es von mir eben so ungerecht als undankbar —."

„Still!“ unterbrach die Mutter — „der Altstatthalter — steht draußen vor der Thür!“

Der Altstatthalter und seine dicke, stolze Ehehälfte waren gekommen, Namens ihres Sohnes um die Hand Zilis zu bitten.

Und eine feierliche, freundige Hochzeit setzte es ab, davon die Leute noch erzählten mehrere Wochen lang.

Unter den Geladenen zählte auch das Ehepaar aus der Teuffenbachmühle, war aber nicht erschienen. Denn der Mann hatte sich aus Aerger eine schwere Herzkrankheit zugezogen, von welcher er kaum mehr genesen wird.

Selbst als junge Frau hörte man des Webers Zili noch oftmals ausrufen — das geschah jedesmal, wenn ihr von ihrem geliebten Dolf ein Kuß geraubt wurde, auch klang es nunmehr ganz anders, so zärtlich und herzgnädlich:

„O Du Gauch!“

J. J.

T r o s t.

Magdalena ward Wittve ganz unversehens, das kam so: Hansle, seit dreißig Jahren ihr Gatte, ging am Morgen auf's Wuhr, an die Arbeit, mit ihm Klaus, der Nachbar. Durchfroren und „gstabet“, denn es war frisch und Hansle schon in den Sechzigern, glitschte er von einem überheizten Brett in den Rhein. Klaus, nicht ganz nahe, eilte zu, schrie, jammerte, was half's, Hansle sank und kam nicht wieder, das Wasser ging hoch und rasch. Was wollte jener nachspringen und auch noch ertrinken, er verabscheute grundsätzlich den Selbstmord, pfui! und des Schwimmens waren alle beide so kundig, als wie ein Wehstein.

Flußabwärts, nicht weit, schöpften einige Männer Sand, hörten den Lärm und trachteten Hansle zu erwischen. Es gelang; aber zu spät, er war todt.

In ehrfürchtiger Scheu umstanden die Leute, selbst durchnäht und schlotternd, den triefenden Körper des Leblosen. Sie wußten aus Erfahrung, hier war ärztliche Hülfe unnütz. Alsdann brach Sepp, ein alter verwetterter Fischer, das Schweigen: „Nun Hansle dieses lähe Ende geseht war, müssen wir wiederum Gott danken“, sagte er. „Wer weiß, was seiner noch gewartet auf dieser unebenen Erde, wenn nichts Schreckliches, so doch Armuth und Alter, und das ist bei Gott genug um jeden glücklich zu preisen, der's überstanden hat.“ Alle nickten dem Sprecher zu, denn Sepp kannte das Leben schon lange und die Armuth dazu.

Auch die Frage, wer dem Weibe die Unglücksbotschaft zu bringen hätte, fand keinen ersten Widerspruch. Sepp deutete erklärter Weise auf Klaus. Das überließe ich gern einem Andern, sprach der Erwählte, wandte sich jedoch unverzüglich mit großen Schritten feldeinwärts dem Dörflein zu. Inzwischen betteten die „Sandschöpfer“ den Todten auf eine „Benne“ und fuhren mit ihrem alten Gaul im Trauerfracht-Tempo den Damm hinab, die Auen quer, als Klaus längst außer

Gesicht war; der, wo auf den Stoppeläckern ein Mensch „errufbar“, ließ er ihn das Schreckniß wissen, daß er selbst darob ganz der Ansprache vergaß, die er auf dem Weg fertig zu dreheln und an Magdalena zu halten gedachte. Unwillkürlich zügelte er seine Gangart, wie Hansles Birnbäume sich zeigten, in deren Mitte das kleine Häuschen stand. Daß die Gesuchte daheim sei, hatte ihm soeben sein Weib bedeutet, aber nun würgte es Klaus doch die Brust zusammen, als er das enge Stübchen betrat.

Magdalena saß am Sticdrahmen, auf der Nase Großmutter's „Spiegel“, mit den mächtigen runden Professoren-Scheiben und der „möschigen“ (messingenen) verbogenen Einfassung. Sie erschraf sichtlich; ihr ahnte nichts Gutes. Die unzeitige Heimkehr des Nachbarn ließ ja nur Schlimmes vermuthen. Klaus wartete eine Frage nicht ab, sondern begann: „Du, ich muß Dir etwas sagen, ich sag's nicht gern; erschrick nicht so böß, es hat ein Unglück gegeben. Hansle fiel vom Wuhr in den Rhein und —“ „ist todt, gelt“, ergänzte das Weib, indem sie seufzend die Arme auf den Schooß sinken ließ.

„Wir thaten gewiß was wir konnten, Sepp, Ferdi, Lorenz und ich und hatten ihn bald wieder, allein zu spät. Denk es sei ihm wohl gegangen und fasse Dich; Hansle hatte das Alter vor sich mit seinen Beschwerden, die Du auch kennst und sonst — war er ja brav und recht und hat, will's Gott, den Himmel.“

Regungslos hörte Magdalena die Trostesworte. Wie traumverloren blickte sie vorüber an die Wand, wo auf Armslänge der „Appenzeller Kalender“ im Nähmchen steckte. Und nicht von ungefähr that sie das; denn mit einem erleichternden Athemzug und dem tröstlichen Schimmer, den nur kindlich gläubiges Vertrauen über ihre verhärmten Züge breiten konnte, sagte sie jetzt: „Gott Lob und Dank, s'ist emol o no obfi gent!“